

Warum hassen wir Greta statt den Klimawandel?

Der Klimagipfel ist gescheitert, aber wir diskutieren über Gretas Bahnreise. Warum tun wir das? Auf den Spuren eines Gefühls.



Sie ist zum Symbol der Klimadebatte geworden – und viele fokussieren auf ihre Person, statt auf die Sache. Foto: Keystone

Ich sass auf einer Bank am See und las ein Buch, als sich jemand neben mich setzte. Ich blickte kurz auf und sah in das Gesicht eines Mannes, der offensichtlich etwas von mir wollte.

Auf Englisch sagte der Mann: «Darf ich ...»

Als Städter wusste ich, dass es nun schnell zu reagieren galt. Jeder weitere Halbsatz, den man dem anderen zugestand, drohte einen in eine Konversation zu verwickeln, in die man nicht verwickelt werden wollte. Nein, ich will nichts kaufen, nein, ich möchte nicht über Jesus sprechen, kein Wechselgeld, sorry.

Während ich dazu ansetzte, den Mann abzuklemmen, höflich, aber dezidiert genug, damit ihm klar werden würde, dass es nichts zu holen gab und jeder Versuch, mich umzustimmen oder um den Finger zu wickeln, Zeitverschwendung war, während ich also auf einen günstigen Moment wartete, versuchte ich meinen Sitznachbarn einzuordnen. Denn auch das tut man als Städter gewohnheitsmässig, wenn sich eine potenziell lästige, vielleicht sogar gefahrbringende Begegnung anbahnt.

Den Argwohn, den ich soeben noch
gehegt hatte, empfand ich nun als
kleinlich.

Der Mann war dunkelhäutig und trug Kleider, die so abgetragen, farblos und freudlos waren, dass man ihn für einen Obdachlosen hätte halten können. Auch sein Gesicht war – trotz der dunklen Haut – irgendwie farb- und freudlos. Der Blick des Mannes hatte etwas Trübes und Unstetes, was mich zusätzlich auf der Hut sein liess.

«... darf ich ein wenig mit Ihnen reden?», beendete der Mann seinen Satz.

Darauf war ich nicht vorbereitet. Und so antwortete ich mit Ja, obwohl ich doch Nein

Bruno Ziauddin
Das Magazin
@tagi_mag

Artikel zum Thema

Digitales Zeitalter der Beleidigungen



Mamablog Von Trump bis Greta: Warum wir mit unseren Kindern über Onlineethik sprechen sollten. [Zum Blog](#)
Beat Richert. 09.10.2019

Plötzlich ist Autismus chic

Seit einiger Zeit sind Autisten die Lieblinge der Popkultur. Und dann kam Greta Thunberg. Experten sprechen von einer «Modediagnose». [Mehr...](#)
ABO+ Christina Berndt. 03.10.2019

«Eine 16-Jährige sollte so etwas nicht tun müssen»

Barack Obama eröffnet in München ein Start-up-Festival. Der ehemalige US-Präsident spricht über Greta Thunberg, den Klimawandel und kritisiert Techfirmen. [Mehr...](#)
Katharina Kutsche. 29.09.2019

Die Redaktion auf Twitter

Stets informiert und aktuell. Folgen Sie uns auf dem Kurznachrichtendienst.

[@tagesanzeiger folgen](#)

Die Redaktion auf Twitter

Stets informiert und aktuell. Folgen Sie uns auf dem Kurznachrichtendienst.

[@tagesanzeiger folgen](#)

hatte sagen wollen.

Vermutlich meinen Widerwillen spürend, schob der Mann nach: «Ich habe nicht oft die Gelegenheit, mit jemandem zu sprechen.»

Augenblicklich fiel meine Deckung in sich zusammen. Ich schämte mich. Für mich und für meine Stadt, in der es offenbar derart unerhört ist, mit einem Fremden zu reden, dass es ausgeklügelter Präliminarien bedarf, bevor man miteinander ins Gespräch kommen kann.

Also redeten wir.

Den Argwohn, den ich soeben noch gehegt hatte, empfand ich nun als kleinlich. Das änderte jedoch nichts daran, dass ich mich weiterhin ein wenig unwohl, befangen fühlte. Wie lange würde unser Gespräch dauern, wohin würde es münden, würde der Mann doch noch irgendwas von mir wollen?

Es stellte sich heraus, dass er Eritreer war, in einem Durchgangszentrum lebte (trostloser Ort, ich googelte die Unterkunft später) und zwei Geschwister in Belgien hatte. Warum sich der Mann, obwohl er unter Einsamkeit litt, in der Schweiz aufhielt statt in der Nähe seiner Geschwister, konnte er nicht so richtig erklären. Vielleicht lag es an seinem Englisch, das nicht allzu gut war. Er war Ende dreissig, kinderlos, schien eine Ausbildung als Elektriker zu haben, die hier aber wertlos war. Die Aussichten, in seinem Alter und unter diesen Umständen in der Schweiz eine Frau zu finden und eine Familie zu gründen, schätzte er als schlecht ein. Er sagte das nicht weinerlich, sondern nüchtern-resigniert.

Wie fast die Hälfte der eritreischen Bevölkerung war er Christ. Er fragte mich: «Glauben Sie an Gott?» Ich machte eine ungefähre Kopfbewegung. Zum Glück insistierte er nicht, sondern sprach weiter: «Eure Kirchen sind leer, dabei seid ihr doch ein christliches Land.» Ein guter Punkt, wie ich fand, zumal jene, die sich Menschen wie ihn vom Leib halten wollen, gerne als Verteidiger christlicher Werte auftreten.

Er schwärmte davon, wie grossartig
die Schweiz sei und wie gut es die
Menschen hier hätten.

Er erkundigte sich nach mir – Beruf, Familie und so weiter. Ich gab Auskunft, wahrheitsgetreu, aber nicht zu detailliert. Wieso ich mich bedeckt hielt, hätte ich nicht genau sagen können. Es hatte mit einem Unbehagen zu tun. Einem Unbehagen, das nicht primär ihm als Person galt, sondern der Situation. Doch welcher «Situation» genau?

Er schwärmte davon, wie grossartig die Schweiz sei und wie gut es die Menschen hier hätten. Wohl in der Absicht, ihn zu schonen, sagte ich etwas Dummes, zumindest Naives. Denn ich ging davon aus, dass es einer wie er bei uns nie so gut würde haben können wie jene Einheimischen, die sein Bild von der Schweiz prägten – keine Säule 3a, kein Highspeed-Internet, kein Minergie-Haus, kein Pilates, kein Naturabeef, keine Patagonia-Jacke, kein GA, kein SUV, keine halbprivate Spitalkostenzusatzversicherung, keine Schwiegereltern, Schulfreunde oder Stammbeiz, keine Heimat.

Also sagte ich etwas wie: In der Schweiz ist nicht alles Gold, was glänzt. Auch hier ist das Leben nicht immer ganz einfach.

«Aber warum denn?», fragte er nur. Zum ersten Mal lag ein wenig Kraft in seiner Stimme, die ansonsten etwas Depressives hatte.

Warum? Nun gut – weil ... weil ... zum Beispiel weil ...

Mit seiner einfachen Frage hatte er mich schachmatt gesetzt. Es fiel mir kein Grund mehr ein, wieso das Leben in der Schweiz nicht immer ganz einfach sein sollte. Dabei war es mir soeben noch offensichtlich erschienen, dass das zutrifft. Ich starrte verlegen auf den See, der Kopf leer wie bei einem Schüler, der während einer mündlichen Prüfung einen Blackout hat.

Ich empfand es als unpassend, dass
ich dem Eritreer mit meinem
Wohlstandsgejammer gekommen
war.

Ohne Überzeugung nuschelte ich schliesslich etwas von «Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes» und von «Leistungsdruck». Das war ja nicht falsch – ein junger Venezolaner aus einem Armenviertel von Caracas, der nun in Zürich lebt, brachte das sehr schön auf den Punkt, als er diesem Magazin gegenüber sagte: «Scheitern kann man in einem Land wie der Schweiz nur an sich selber, deshalb ist das hier das Schlimmste. Und die Angst davor ist erstickend.»

Dennoch empfand ich es als unpassend, dass ich dem Eritreer mit meinem Wohlstandsgejammer gekommen war, wodurch mein Unbehagen der «Situation» gegenüber nur grösser wurde. Zu allem Überfluss begann er auch noch, von seinen psychischen Problemen und den vielen Medikamenten, die er schlucken musste, zu erzählen. Wie hiess der Mann eigentlich? Ich hatte vergessen, ihn zu fragen.

Bald kam er wieder auf die Schweiz zu sprechen. Dabei fiel mir etwas auf, das eigentlich offensichtlich ist, fast banal, wenn man die Umstände bedenkt, unter denen Asylbewerber hier leben (kein Geld und keine Aufgabe). Der Mann redete wie ein Zaungast über das Land, in dem er sich aufhielt. Wie einer, der die opulente Schaufensterauslage eines Luxusgeschäfts kommentiert. Er kommt jeden Tag vorbei, studiert das Sortiment, kennt die Preise der feilgebotenen Ware. Zugleich weiss er: Was hinter der einbruchssicheren Scheibe liegt, bleibt für ihn unerreichbar. Betreten verboten, kein Zutritt für Unbetuchte, Hunde und Bettler bitte draussen bleiben.



Was hinter der Scheibe liegt, bleibt für manche unerreichbar. Symbolbild: Keystone

Mittlerweile war fast eine halbe Stunde vergangen, seit mich der Mann angesprochen hatte. Ich wurde allmählich wieder unruhig – die Situation. Während ich auf seine Frage zu Beginn unserer Begegnung Ja sagte, obwohl ich mit Nein hatte antworten

wollen, passierte mir jetzt das Umgekehrte. Ich hatte noch etwas Zeit und erwog, den Mann zum Kaffee einzuladen. Das würde ihn bestimmt freuen; so ein überteuerter Seepromenadenmacchiato müsste ihm – angesichts von neunzehn Franken «Sackgeld» pro Tag – als ganz besonderer Luxus vorkommen.

Stattdessen stand ich ziemlich abrupt auf, verabschiedete mich und machte mich auf den Heimweg. Er bedankte sich sehr, dass ich mit ihm geredet hatte, und liess mich widerstandslos gehen, ohne nach meiner Telefonnummer zu fragen, mich um Geld zu bitten oder mir das Versprechen auf ein baldiges Wiedersehen abzurufen.

Warum bin ich gegangen? Mein jüngeres Selbst hätte bestimmt, ohne viel zu überlegen, einen Kaffee mit ihm getrunken. Ich aber dachte an all die Komplikationen, die eine Einladung nach sich ziehen konnte. Daran, dass eine Einladung womöglich Erwartungen bei ihm wecken würde, die ich nicht erfüllen konnte. Dass ich ihn enttäuschen und er noch trauriger sein würde.

Ein bisschen Altruismus mag bei meinem Entscheid also mitgespielt haben. Vor allem aber ging es um mich. Der Mann hatte mich in gewisser Weise blossgestellt. Nicht nur hatte er mir gezeigt, was ich bin: ein äusserst privilegiertes Wesen mit Hang zur Unzufriedenheit und zur Überbewertung seiner Alltagssorgen. Er hatte mir auch etwas vor Augen geführt, das mir natürlich bewusst war, mit dem ich mich aber normalerweise nicht zu befassen brauche: Wie riesig die Distanz ist zwischen einem wie ihm und einem wie mir. Wie unerfüllt das Leben für einen wie ihn doch ist und wie reich an Möglichkeiten und Verheissungen für einen wie mich. Und wie wenig mich diese Differenz, diese Ungleichheit beschäftigt. Wie unsichtbar einer wie er für einen wie mich bleibt.

Natürlich meldeten sich auch ein paar Wüteriche zu Wort, die Wetter und Klima immer noch nicht auseinanderhalten können.

Indem er sich neben mich setzte und ein Gespräch mit mir begann, drängte er sich mir ins Bild. Er kam mir für kurze Zeit nahe. Und mit ihm das Unglück der Welt. Das war die Situation. Und diese Situation hielt ich nicht aus. Ich lief, wörtlich, vor ihr davon.

Wahrscheinlich war das keine ungewöhnliche Reaktion, sondern menschlich, wie man sagt. Und vielleicht ist es der Grund, wieso heute so viele Menschen so komplett durchdrehen. Sie halten es nicht aus. All die Schreckensbotschaften, Katastrophenwarnungen und ominösen Anzeichen – sie halten das, was sie sehen, spüren, ahnen, befürchten, bezweifeln, leugnen, nicht aus. Die Strategien, um diesem Gefühl des Nichtaushaltenkönnens zu begegnen, sind verschieden, je nach Milieu, politischer Überzeugung und Grad an Selbstreflexion. Das Ziel aber ist immer das gleiche: ablenken, Taubheit vortäuschen, sich selbst sedieren.

Ein erstes Mal fiel mir das auf, als dieses Blatt ein Kompendium zum entscheidenden Thema unserer Zeit brachte: [75 Ideen, wie Sie den Klimawandel stoppen können](#). Die Sonderausgabe stiess auf ausserordentlich starkes Interesse, die Reaktionen deuteten darauf hin, dass sich sehr viele Leserinnen und Leser mit grosser Ernsthaftigkeit mit dem zwar praxisnahen, aber doch auch deprimierenden Inhalt befassten.

Natürlich meldeten sich auch ein paar Wüteriche zu Wort, die Wetter und Klima immer noch nicht auseinanderhalten können, die die Erderwärmung wahlweise für eine Erfindung Jörg Kachelmanns, eine gigantische Verschwörung der «Mainstreammedien», eine kollektive Fehldiagnose grenzdebiler Wissenschaftler oder ganz einfach für unbedenklich, ja bekömmlich halten. Das war zu erwarten, das hat niemanden überrascht. Verblüffend waren hingegen die Reaktionen einer nicht

so kleinen Minderheit von so genannt fortschrittlichen Menschen, die schimpften, weil am selben Tag im Hauptblatt Anzeigen für Autos und Kreuzfahrten erschienen. Skandal! Bigotterie!

Natürlich soll man über die Widersprüche des modernen Lebens nachdenken (wenn auch vielleicht etwas lieber über die eigenen als die der anderen). Und durchaus auch darüber, wie eine Zeitung, die dem Publikum eine umfassende Anleitung zum praktischen Klimaschutz präsentieren will, das notwendige Geld verdienen soll, um die grosse Arbeit, die hinter einem solchen Projekt steckt, zu finanzieren.

Aber dass dann diese sich selbst als fortschrittlich verstehenden Menschen (das ging aus ihren Berufen, aus ihrem Social-Media-Habitus und ihrem Jargon hervor) einzig über die bösen Inserate reden wollten, anstatt sich mit dem Inhalt des Beitrags auseinanderzusetzen, den sie, mit Verweis auf die unlauteren Umstände, gleich noch als wertlos deklarierten – woran lag das?

Es kam mir vor, als hätten sie nur darauf gewartet, einen Vorwand zu finden, der es ihnen erlaubte, vom eigentlichen Thema abzulenken und stattdessen über die rückgratlosen, unehrlichen, verkommenen Medien zu schimpfen. Das eigentliche Thema lautete: Wie verdammt viel wir ändern müssen, um die Dinge vielleicht doch noch zum Guten zu wenden, wie verdammt gross der Einschnitt in unser aller behagliches Leben wäre und wie verdammt wenig wir zu tun bereit sind.



Bilder von den Auswirkungen der Klimakrise können Menschen überfordern: Grosse Trockenheit in der Schweiz im Herbst 2018. Foto: Keystone

Die Über-die-Inserate-Schimpfer hielten es nicht aus – die Hitze, die Stürme, die verschwindenden Gletscher, bröckelnden Berge, brennenden Wälder, schmelzenden Polkappen, aussterbenden Tierarten, kollabierenden Ökosysteme, die Hilf- und Machtlosigkeit, die der Einzelne verspürt, während es zugleich sonnenklar ist, dass man als Wohlstandsbürger mitverantwortlich ist für das, was gerade geschieht, und dass man dringend handeln müsste.

Sie halten es nicht aus, halten es nicht aus, halten es nicht aus. Laufen davon, zünden Nebelpetarden, sind froh, dass sie etwas zu schimpfen und zu kritisieren haben, weil dies sie davor bewahrt, sich mit der Realität auseinanderzusetzen und sich ihrem Unbehagen, ihrer Angst zu stellen.

Zuerst die Politik, dann alle anderen
und ganz zum Schluss vielleicht
auch noch ich.

Eine Schimpf-Untergruppe schrieb Mails und Twitterbotschaften des Inhalts: alles schön und gut, aber so naiv, so sinnlos, so «neoliberal» (das hat wirklich einer geschrieben), darüber nachzudenken, was jeder Einzelne tun kann. Es geht doch um die Politik! Solange die Politik nicht! Was ist denn bitte mit der Politik! Ist denn euch Einfaltspinseln nicht aufgefallen, dass die Politik?

Ja, es ist offensichtlich, dass es mehr braucht als ein paar Einzelmasken, die nur noch fünf-statt achtmal pro Jahr um die Welt fliegen, mittwochs auf US-Premium-Beef verzichten, nicht mehr alle zwei Wochen neue Kleider shoppen und ihr Handy künftig erst nach neun Monaten gegen ein neues eintauschen. Fortschritt braucht bisweilen Gesetze, allgemein verbindliche Regeln, internationale Verträge, Zwang – Politik.

Aber abgesehen davon, dass schon viele weltbewegende Dinge weitgehend ohne das Zutun von Parteien, Regierungsbeschlüssen und Kommissionsempfehlungen vonstattengegangen sind – zum Beispiel die Französische Revolution, der Summer of Love, die Völkerwanderung ab 375 n. Chr., Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band, die Erfindung des PC oder die Geburt Jesu –, abgesehen davon, dass «Politik» nicht alles ist und nicht alles vermag: Erdolche ich meinen Nachbarn nur darum nicht, weil es von Gesetzes wegen verboten ist? Seit wann ist es ehrenrührig, für das eigene Leben und die eigenen Taten Verantwortung zu übernehmen? Warum das eine gegen das andere ausspielen? Oder wie es ein Journalist der «Zeit» formulierte: «Klimaschutz kann nur aus einer grundlegenden Motivation heraus geschehen wie etwa dem Respekt vor der Schöpfung, den eigenen Kindern oder schlicht der Idee, kein gewissenloses Arschloch zu sein.»

Zuerst die Politik, dann alle anderen und ganz zum Schluss vielleicht auch noch ich; Hauptsache, der Vorrat an Nebelpetarden geht nicht aus. Wir halten es nicht aus, die Hitze, die Stürme, das verschwindende Eis, die Prognosen, die Katastrophen der anderen, die näher und näher und näher rücken.

Meine Frau, die sich meinen Hader jeweils mitanhören muss, ist Historikerin und befasst sich gerade mit dem Kalten Krieg. Eines Abends schob sie mir einen Zettel über den Esstisch und sagte: «Geh ins Sozialarchiv und schau dir diese Sendung an.»

Auf dem Zettel stand:

*Fernsehen DRS,
Sendung vom 29. 4. 1985
Zeitgeist – Menschen, Normen, Konsequenzen
«Angst vor dem Ende – Waldsterben, Atomkrieg, Apokalypse»*

Wenn man die Begriffe «Waldsterben» und «Atomkrieg» durch «Klimawandel» ersetzt, dann hört sich das tatsächlich nach 2019 an und nicht nach einer 34 Jahre alten Sendung. Also stieg ich am nächsten Tag aufs Velo, fuhr zum Sozialarchiv und setzte mich vor einen Bildschirm. Ich rief die Videodatenbank «Faro» von SRF auf und wurde sogleich fündig. Passend zu meiner Zeitreise in die TV-Vergangenheit schien auch die Übermittlungstechnik aus der Vor-Highspeed-Ära zu stammen. Die Leitung brach mehrmals zusammen, und wenn man ein wenig zurücksprang, um sich eine Sequenz noch einmal anzusehen, dauerte es endlose Sekunden, bevor sich das Bild wiederaufbaute.



Die früheren Ängste gleichen den heutigen: Demonstration gegen das Waldsterben 1983 in Genf.

Foto: Keystone

Was ich schliesslich sah, war hoch spannend. Klar, das Setting und der Kleidungsstil wirkten verstaubt – nicht cool verstaubt wie die Sechzigerjahre, sondern geschmacksverirrt verstaubt wie die Achtziger. Die Menschen im Studio sahen nicht so TV-optimiert aus wie heute. Obwohl es sich bei den Gästen – der Psychologin Ingrid Riedel und dem Mediziner und Umweltaktivisten Martin Vosseler – um zwei eloquente, auftrittsgewohnte Fachleute handelte, wirkten sie aus heutiger Sicht etwas steif, unbeholfen. Während sie sprachen, machten sie merkwürdige Kopfbewegungen, blätterten in Bundesordnern oder starrten in eine Studioecke, sodass man annahm, gleich werde ein Flitzer oder Giorgio Bellini von dort durchs Bild laufen.

Die Köpfe und Themen aber waren bemerkenswert modern. So redete Martin Vosseler – dreieinhalb Jahrzehnte vor der medialen Dauerschlacht um gendergerechte Sprache – konsequent von «Ärztinnen und Ärzten». Seiner Gesprächspartnerin fiel er kein einziges Mal ins Wort, stattdessen griff er ihre Voten auf und erkundigte sich nach ihrer Meinung. «Es würde mich interessieren, wie Sie das sehen, Frau Riedel.» Von wegen Mansplaining.

In der Sendung ging es hauptsächlich um die Frage, wie man mit seinen Ängsten – vor einem Nuklearkrieg respektive der Zerstörung der Natur – umgehen soll: verdrängen oder sich der Angst stellen? Verblüffend viele Statements klangen so, als handelte es sich um Zitate von vergangener Woche:

– «Zynismus ist sicher auch eine Art von Umgang mit der Angst vor der Apokalypse». (Der Moderator Hans Vögeli; impekables Hochdeutsch, kluge Fragen, rhetorisch stark, hätte heute einen schweren Stand, da er unter dem Verdacht stünde, elitär, abgehoben und gar nicht bi de Lüt zu sein.)

– «Jeder muss bei sich beginnen: Welche Transportmittel benutze ich, wo gehe ich in die Ferien, wie viel Strom verbrauche ich, wie viele Abfälle produziere ich? Was esse ich – Früchte und Fleisch, die mit grossem Energieaufwand aus Gebieten hergefliegen werden, wo früher Urwälder standen?» (Martin Vosseler, Mediziner, Research Fellow an der Harvard Medical School, Dienstverweigerer im Grad eines Hauptmanns, Vordenker der 1987 gegründeten Organisation «Ärztinnen und Ärzte für Umweltschutz»; Bruno-Manser-Co-Aktivist)

– «Wir sehen uns mit einer ganz neuen Dimension der Angst konfrontiert: diese Vorstellung, dass alles kaputt gehen könnte – auch das, was nach mir kommt.» (Ingrid Riedel, promovierte Theologin, promovierte Sozialpsychologin, Psychotherapeutin, Buchautorin, Dozentin am C. G. Jung-Institut in Zürich, Honorarprofessorin an der Universität Frankfurt für Religionspsychologie)

Auf dem Heimweg dachte ich über die Sendung nach. Zum Beispiel darüber, wie die Unbesorgten, die sich den Besorgten gegenüber so überlegen fühlen, aus heutiger Sicht triumphieren könnten: Seht her, alles schon da gewesen und nix passiert! Die Atomwaffen: friedlich in ihren Silos schlummernd. Das Waldsterben: Fake News. Die Demonstrationen und die allgemeine Alarmiertheit: medial aufgestachelte Hysterie.

Ganz falsch war das nicht. Konnte es mich beruhigen? Nicht wirklich, denn ich bilde mir ein, dass es damals noch um Wahlmöglichkeiten ging. Den roten Knopf drücken: ja oder nein? Weiterhin Regenwälder abholzen, Gift ins Meer schütten und Tierarten ausrotten: ja oder nein? Heute hingegen stecken wir mitten in einem Prozess, der längst nicht mehr zu stoppen, geschweige denn umkehrbar scheint. Und was Falschmeldungen betrifft, sind die Befunde von heute, die mal mehr, mal weniger katastrophal ausfallen, wissenschaftlich ungleich gesicherter als jene von damals.

Auch dachte ich darüber nach, warum mir die Sendung so gefallen hatte und ich insbesondere den Auftritt von Ingrid Riedel als wohltuend empfand. Vermutlich hatte es damit zu tun, dass die Intention der Gesprächsteilnehmer eine andere war, als es heutzutage üblich ist. Am Fernsehen, aber auch in den Zeitungen und an Podiumsveranstaltungen geht es doch heute oft darum anzuklagen, zuzuspitzen und zu personalisieren (heilige Greta, teuflische Greta). Die drei Botschafter aus den Achtzigerjahren auf meinem Bildschirm hingegen wollten zuhören, erklären, verstehen, trösten.

«Als Therapeutin», fuhr sie fort,
«würde ich niemals sagen, dass es
keinen Trost mehr gibt.»

Es ging ihnen nicht ums Gewinnen oder darum, gut dazustehen und überlegen zu wirken. So sagte Riedel, dass ihr im Angesicht der versehrten Natur «wund und weh» werde. Dass sie ihre Angst trotzdem an sich herankommen lasse, weil diese Angst auch eine «heisse Liebe» zum Leben und zur Natur in ihr wecke, die sie sonst nicht spüren würde. «Ich möchte alles einsetzen, dass das nicht verloren geht. Und ich glaube, dass alle Aktionen, die nicht aus dieser Liebe kommen, gegenteilige Wirkungen zeitigen, Ängste schüren und uns lähmen.»

Wie es Riedel wohl heute geht? Findet sie immer noch tröstende Worte, oder sind wir auf unserem wärmer und wärmer werdenden Planeten jenseits der Trostfähigkeit angelangt? Ich beschloss, sie ausfindig zu machen und sie zu fragen.

Nach einigem Hin und Her erreichte ich sie auf ihrem Handy, sie war gerade in den Herbstferien. Sie sei «näher bei 85 als bei 84», lachte sie ins Telefon. Aber hie und da behandle sie in ihrer Praxis noch Patienten, halte Vorträge und arbeite im C. G. Jung-Institut mit. «Als Therapeutin», fuhr sie fort, «würde ich niemals sagen, dass es keinen Trost mehr gibt. Und die Theologin in mir erinnert sich an ein hinreissendes Wort von Luther: Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.»

In diesem Sinn gebe es schon Trost, meinte sie. «Wenn ich tue, was ich kann, dann bin ich nicht in meiner Selbstwirksamkeit gelähmt. Eine gefährliche Situation kann mich kreativ machen, zum Handeln bringen, zu schöpferischen Ideen.» Dies bedinge allerdings, dass man sich seiner Angst stellt. Und somit auch der Mitverantwortung. «Und das ist etwas, das viele zu erdrücken scheint. Gerade die Verdränger sind ja die mit der grössten Angst. Greta spricht diese Angst aus. Dadurch schreckt sie nicht nur ein gutbürgerliches Lebensgefühl auf, sondern ruft auch zur Verantwortung auf. Wer diese Verantwortung nicht übernehmen will, der muss sie hassen.»

Nun also Greta. Ich lese wenig zu ihr und habe noch keinen ihrer Auftritte am Fernsehen gesehen. Trotzdem bekomme ich natürlich mit, was sie sagt und tut. (Bei Trump geht es mir ähnlich, wenn auch aus anderen Gründen: Ich meide ihn, weil ich ihn nicht ertrage – sein Gesicht, seine Stimme, seine Grimassen, der widerwärtige Hohn.) Was Greta betrifft, so nehme ich an, dass ich mit vielem, was sie sagt, einverstanden wäre und ein paar andere Dinge für fragwürdig, hochtrabend oder anmassend halten würde. Das kann mich aber nicht weiter in Wallung versetzen, Jugendliche sind nun mal hochtrabend und anmassend, wenn sie politisch aufgewühlt sind. Alles andere ist nicht normal.

Auf Pressebildern strahlt Greta ein stoisches Charisma aus, sie ist bestimmt ein Vorbild. Trotzdem beschäftigt sie mich nicht. Ich brauche keine Greta, die mir den Weg weist. Und darum verstehe ich nicht, wieso sich die Welt der Erwachsenen nur noch mit diesem Mädchen zu befassen scheint.

Oder vielleicht verstehe ich es doch: Reden wir über Inserate! Warten wir auf die Politik! Streiten wir über Greta! Ein Mädchen als Mittel zur Zerstreung. Ein Konsumprodukt, ein Medienereignis mit Fortsetzungscharakter, eine Netflix-Serie, die Emotionen bietet, die sich fast so echt anfühlen wie das reale Leben, das uns immer unheimlicher wird.

Am wenigsten verstehe ich die Intellektuellen unter den Greta-Hassern. Und wie viele es davon gibt! In den letzten Wochen hat beispielsweise die NZZ ein neues Essaygenre erfunden: Renommiertere Männer (eine Frau war, soweit ich es überblicke, nicht darunter) machen sich über die Klimajugend lustig. Wobei «lustig» noch ginge. Die teils hochdekorierten Herren – preisgekrönte Literaten, emeritierte Professoren, international rezipierte Historiker – entwickeln einen veritablen Vernichtungswillen gegen das berühmte Mädchen und ihre weniger berühmten Mitstreiter.

Interessanter Nebenaspekt: Oft sind es selbst ernannte Verteidiger christlicher Werte, die die religiöse Metaphorik konsequent negativ verwenden.

Dass es nachvollziehbare Gründe gibt, wieso einem Kinder und Jugendliche auf die Nerven gehen können: geschenkt. Aber der Furor und die Distanzlosigkeit dieser Männer hat etwas Lächerliches, Würdeloses. Als würde ein Erwachsener auf den Pausenplatz stürmen, ein paar Achtjährige verprügeln und danach stolz wieder abziehen: Denen habe ich es aber gezeigt!

In der Tendenz ist es ja ohnehin so, dass Hass etwas für dumme Menschen ist. Tatsächlich sorgt der Hass dieser kultivierten Greta-Hasser dafür, dass sie unter ihr eigenes Niveau fallen.

Statt sich empathisch mit der Angst ihrer Kinder und Enkel auseinanderzusetzen, sondern sie autoritäre Verwünschungen ab, die an das «Moskau einfach» aus dem Kalten Krieg erinnern. Wo man sich analytische Schärfe wünschte, erhält man plumpe Karikaturen aufgetischt, zum Beispiel durch den Schriftsteller Norbert Gstrein, der einen angeblichen Freund seiner angeblichen Tochter verächtlich macht (NZZ vom 18. 9. 2019).

Wo man erwarten würde, dass ein Denker denkt, also zu einem eigenständigen Befund gelangt und diesen in eigene Worte fasst, liest man die immer gleichen Phrasen aus dem Stehsatz der Anti-Greta-Propagandisten: Klimareligion, Klimareligion, Klimareligion. Sekte, Sekte, Sekte. Ökodiktatur, Ökodiktatur, -tatur, tatur, tata.

Interessanter Nebenaspekt: Oft sind es selbst ernannte Verteidiger christlicher Werte, die die religiöse Metaphorik konsequent negativ verwenden und somit

Glauben und Religion herabsetzen. Dabei springen sie auch noch wahllos zwischen den Begriffen Religion und Sekte hin und her, als wäre das ein und dasselbe (was man natürlich so sehen kann, aber nur, wenn man sich nicht selbst als Oberchrist geriert).

Besorgniserregender Nebenaspekt: Manchmal implizit, hin und wieder auch recht deutlich, dient die Chiffre «Religion» dazu, das Irrationale, Unvernünftige, Dümmlische an der Klimaangst herauszustreichen, sie auf alle Fälle als Resultat alarmistischer Manipulation durch linksliberale Softies zu entlarven. Damit werden auch jene 99,5 Prozent (vielleicht sind es auch nur 97 Prozent) der Wissenschaftsgemeinde diskreditiert – darunter einige der klügsten Köpfe dieses Planeten –, die den Klimawandel mit Abertausenden von Daten und Studien nachgewiesen und seine drastischen Folgen mit höchster Plausibilität dargelegt haben.

Dass man Fakten zu Meinungen degradiert und Meinungen zu Fakten erklärt, ist nicht mehr neu. Neu ist: dass Akademiker, die der Wissenschaftsbetrieb über Jahre gut genährt hat, dieses Spiel mitspielen und sich mit ihrem Klimawandel-Appasement dem Lager der anti-aufklärerischen Wissenschaftsfeindlichkeit andienen.

Oder man macht es wie der Starhistoriker und Meta-Leitartikler Niall Ferguson, der sich mit Gretas Zöpfen und ihren «psychischen Problemen» auseinandersetzt (offensichtlich ist Sorge um die Zukunft etwas zutiefst Unmännliches, nachgerade Pussyhaftes) und dabei wie ein Buchhalter die Widersprüche in ihrem Verhalten protokolliert, um so das älteste Entlastungsargument aller Gleichgültigen und Gelangweilten aufzuwärmen: Wenn du dich in deinem Handeln nicht als makellos erweist, dann brauche ich mir keine Gedanken zu gar nichts zu machen. Deine 15 Prozent Inkonsequenz verschaffen mir 100 Prozent Absolution.

Die Inserate! Die Politik! Gretas Carbonjacht! Die eigene Angst wie auch die Angst der anderen – beides scheint nicht einfach auszuhalten. Ich jedenfalls habe mir vorgenommen, etwas mutiger zu sein. Und wenn mich das nächste Mal ein Eritreer am See anspricht, lade ich ihn zum Kaffee ein.

Erstellt: 17.12.2019, 11:13 Uhr